Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 26

Artikel: Die Schweizerische Kunstausstellung in Zürich 1917 [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638204

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schönheit entsprechend schmücken zu können. Endlich standen sie vor Bianchis Haus.

„Ich muß eine Besorgung machen", sagte Lis. „Ich komme dir bald nach. Warte bei Bianchi!" Sie lief die Straße hinunter bis zu einem ihr bekannten Geschäft und telephonierte dort an Mary. Sie verabredeten, wo und wann sie sich treffen wollten, und Mary gab das Telephon sofort an Hellebecke weiter.

Martin war durch den vornehmen Eingang in Bianchis Haus zur hintern Türe hinaus durch den Garten gegangen. Der Herr sei zu Hause, hatte der Diener bestätigt.

Der Meister lag auf dem Sofa, von dem nun die Fetzen herunter hingen. Als er sich erhob, blieb er mit dem Knopf des Aermels an einem der Löcher hängen. An dem Knopf hing ein langes, schmales Streifchen. Bianchi nahm eine Scheere und schnitt den Fetzen heraus. Dann schüttelte er seine Haare und suchte mit den Augen nach einer Zigarette. Alle Fältchen seines geistreichen Gesichtes glätteten sich, als er Martin erblickte.

„Engel aus dem Himmelreich, bist du wirklich gekommen?" fragte er. „Da ich sowieso um deines Widerstandes willen an deinem Verstand zweifle, zweifelte ich natürlich auch daran, daß du meinen Vorschlag annehmen würdest. Also, du bist da. Und was macht das kleine Frauchen?"

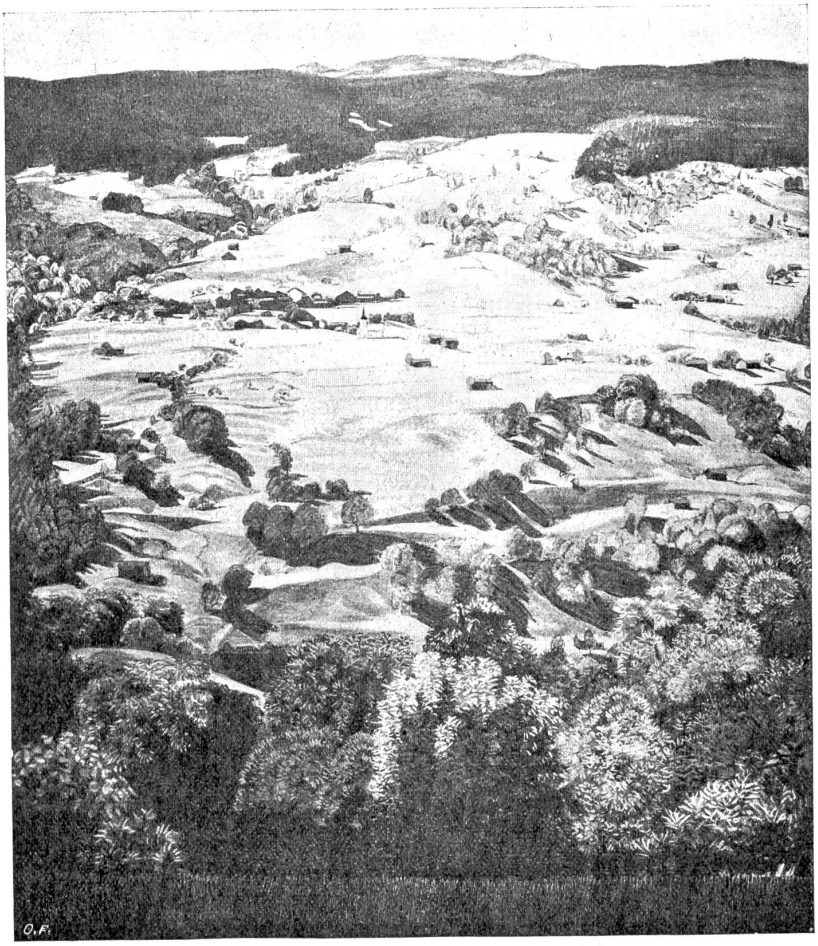
„Sie ist in der Stadt und wird mich hier abholen." Der Meister machte ein Gesicht, als tränke er köstlichen Wein.

„Also: Die beiden Schüler freuen sich auf die Ehre, bei dem ersten Sänger der Gegenwart Stunden zu nehmen. Die „Sie" kennst du, die Weiße, Schmale, die bei meiner Sorella dir die Hand gegeben. Schwärmt für dich." Der Meister verdrehte die Augen. „Man wird dich verehren! Mach dich darauf gefaßt, Mensch, es wird gestickte Pantoffeln regnen. Oder, wenn die aus der Mode sein sollten, Rückenkissen, Schlummerkissen, Tischteppiche und anderes scheußliches Zeug. Es steht darauf: Schlummere sanft. Denke mein. Vergiß mein nicht. Uä! Ekelhaftes Geziefer, dies zudringliche Weibervolk. Halte sie dir vom Leib. Sind selten schön. Flache Kreaturen mit wässerigen Augen. Oder weichliche Quallen mit gelbgefärbten Haaren und Augen, so!" Er ahmte den schmachtenden Blick eines Vergißmeinnichts nach, schüttelte sich, als ob er aus dem Bade stiege und tropfnaß sei, und legte den Finger an die Stirne. „Wenn du kein Esel bist, hältst du dir das Frauenvolk vom Leibe." (Fortsetzung folgt.)

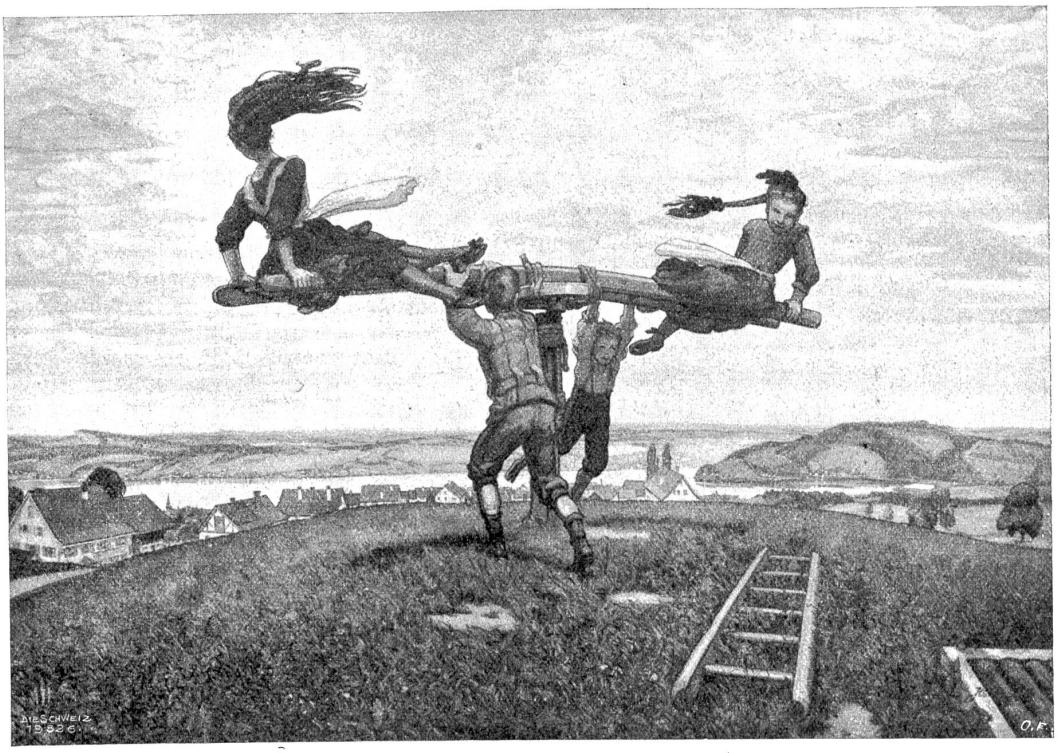
Die Schweizerische Kunstausstellung in Zürich 1917.

(Fortsetzung.)

Im großen Mittelraum fällt zunächst das große, unvollendete Gemälde Hodlers „Schlacht bei Murten" auf. Es zeigt in wagrechter Zweiteilung oben den Kampf der flüchtenden Reiterei als Nebenstück, unten als Hauptstück den Kampf der Infanterie. Landsknechte, deren Wucht und Größe man schon vom Marignanobild her kennt, stoßen mit fast wagrecht gehaltenen Lanzen zu; einer fällt mit wild aufbäumendem Körper leblos hin. Wie beim Jenabild wird die Weite des Schlachtfeldes, zugleich aber auch das epische Geschehen angedeutet durch die Zweiteilung des Bildes; die Reiter oben werfen ihre Hengste mit erdrückender Kraft zur Verfolgung an. In der Durchführung, in der Farbe, in der linearen Anordnung zeigt das Bild Hodlers Art völlig unverfälscht; ein neues Problem ist vielleicht durch die Ueberschneidung der senkrechten Linien durch die wagrechten der Speere hineingetragen worden. Trotz alledem kann aber das Bild nicht recht erwärmen. Zum Teil mag das daran liegen, daß man zu nahe steht. Es müßte in die Ferne wirken, um seine wahre Sprache sprechen zu können. Gegenüber dem Jenabild und dem Marignanobild ist der Eindruck aber durchaus unbedeutender. Der Grund ist zweifellos nicht nur in künstlerisch-technischen Problemen zu suchen. Hodler ist vor allem Tragiker. Ihn reizt die Niederlage, das Scheitern, der schwere Kampf, viel mehr als der überwältigende Sieg. Marignano: da verblutet ein ungebrochenes Volk; es liegt tragische Größe in dem Zerschellen einer Kraft, die über sich selbst hinausgewollt hatte. Jena: das Aufbäumen eines Volkes gegen verhaßten Zwang; ungewiß der Ausgang; eine ganze Welt von Trauer und Größe liegt noch in der Gedankenwelt, die das Bild erschließt. Murten: die Tragik liegt hier nicht auf Seite der Eidgenossen, die nur Hammer waren in der Hand des Schicksals; die liegt auf Seite des kühnen Karl, dessen Willen mehr wollte,



† Christian Conradin: Landschaft im Prättigau (Tempera). Schweiz. Kunstausstellung in Zürich. Phot. Ph. und E. Linck.



Karl Itschner: Die Trülle. Schweiz. Kunstausstellung in Zürich. Phot. Ph. und E. Linck.

als seine Kraft leisten konnte. Rein menschlich ist der furchtbare Moment beim Murtenbild längst überschritten; es ist kein Kampf mehr trotz aller wuchtigen Schritte und geschwungenen Arme; es ist ein Niedermetzeln eines schon Wehrlosen. Das Bild will patriotisch begriffen sein; menschlich versagt es.

Auf der andern Seite werden die Blicke angezogen von Alexandre Blanchet's „Weinernte", einem Bilde, in dem die strenge Einfachheit der Formen und Farben besticht. Winzer und Winzerinnen arbeiten in einem Weinfelde, ihre Gestalten, vorn kräftig, groß und schwer, hinten undeutlicher werdend, bilden auf dem blaugrünen Grunde der Reben farbige Flecken, die in gutem Einklang zueinander stehen. An diesem Bilde haben zunächst rein künstlerische Probleme interessiert. Trotzdem ist ein Bild der Arbeit daraus geworden, dessen Werte über das Reinkünstlerische hinausreichen in das Ethische. Es liegt wie ein stiller Segensspruch über dem Bilde.

Es lohnt die Mühe, von diesem Bilde ein wenig nebenaus zu gehen in einen kleinern Raum rechts, zum Bilde von Eugène Burnand: „Die Arbeit im Jorat." Die Leser der „Berner Woche" kennen das Bild schon und wissen, welch Schicksal der erste Entwurf erlitten hat. Heute steht es neu da. Aber welch eine andere Welt! Es ist gut, daß dieses Bild abseits gehängt wurde. Hodlers brutale Kraft hätte es leicht durch seine Nachbarschaft totgedrückt; noch so kann man der Urteile genug hören, die über die Einfalt und was weiters des Bildes spotten. Wir bekennen uns durchaus zu ihm. Burnand, dessen Bilder mehr sagen sollen als eine zünftige Kunstkritik heute gestatten will, Burnand, der ein gut Stück Laienprediger ist aus der Einfalt seines Herzens heraus, er hat eine fast religiöse Ehrfurcht vor der Natur. Er sucht sie mit einer Treue wiederzugeben, die der Aesthet als photographisch verspottet; er geht nicht mit wissenschaftlicher Genauigkeit jedem Ding nach, aber er will es so zeigen, wie es die liebe Sonne ihm selbst zeigt. Dieser Auffassung steht eine in den Mitteln unbedingt herrschende Kunst zur Verfügung. Pferde, Acker, Pflüger sind mit unglaublicher Treffsicherheit wiedergegeben. Man hat von Max Buri behauptet, daß seine Bauern Illustrationen zu Gotthelf sein könnten. Wer das sagt, der sieht in Gotthelf nur die eine Seite, die robuste Zugriffigkeit der Bauern, übersieht aber die stille, feine, in sich abgeschlossene Welt, die den größten und eindrucksvollsten Kapiteln aus Gotthelf ihre Weihe gibt. Dem Geiste Gotthelfs scheint mir Burnand viel näher zu stehen; das Bild an der Zürcher Ausstellung scheint so, als wäre der gleiche Gedanke durch dasselbe Gehirn gegangen und hätte aber durch verschiedene Künste seinen Ausdruck gefunden, bei Gotthelf im Ueli, in Käthi die Großmutter, bei Burnand in „Die Arbeit im Jorat".

Die Mittelhalle birgt daneben doch eine Reihe Bilder, mit denen sich auseinanderzusetzen eine Lust ist. Von Martha Stettler hängt hier das Bild: Aus dem Stadtgarten. Die farbige Strudligkeit eines Gartens in Paris mit all den bunten Kinderkleidern, den Blumen, den Bäumen, dem Huschenden darin ist hier festgebannt und zu großer Ruhe gezwungen. Hier und im verwandten Bilde: Die Kinderfrauen, bewundert man die Sonnigkeit dieser Farben und den fast männlichen Sinn für Einfachheit und rhythmische Wirkung. Von Eduard Boß hängt „Der Gärtner" hier. Es dürfte interessant sein, dem nachzugehen, was überhaupt an Motiven aus der Arbeitswelt herausgeholt wurde. Neben den schon erwähnten von Blanchet, Burnand, neben Boß fallen da auf die Bilder von Adolf Thomann: Tragstier im Schnee und Gang zum Markt. In der künstlerischen Durchführung weit weniger auf leuchtende Farbigkeit als auf Schlichtheit, fast Nüchternheit eingestellt, wirken diese Bilder durch die gut bekannte Durchzeichnung, mehr aber noch durch die herbe Liebe, die aus ihnen spricht. Bei G. Giacomettis Frauen am Brunnen interessieren zwar wieder zunächst die Farben, jenes leuchtende Rot der Frauenkleider, welches das Farbenspiel im Brunnenwasser halbkreisförmig umgibt; das Bild vermag aber trotz dem starken Aufwand an lauten Farben den Eindruck der Leere, der ungewollten Plakatwirkung nicht zu verwischen. Man trifft ja allerdings weniger farbige Experimente, als man es gewohnt ist. Sieht man von den mehr dreisten als freien Bildern Maurice

Ruine Grasburg: Die vordere Burg. Ansicht vom Burgweg aus.
(Aufnahme von Prof. Türler, Bundesarchivar.)

Barrauds ab — und man darf das, wenn man nicht mit einer Mode geigen will —, dann bleiben recht wenige, die irgendwie anziehen. Da ist vielleicht zunächst August Giacometti, der in einer Phantasie über eine Kartoffelblüte frischweg nur Farben hinsetzt, die in wundervollem Zusammenklang miteinanderwirken, alles nur ein Rausch, nur eine flammende Begeisterung, nichts Körperliches mehr, alle Linien aufgehoben, ein absolutes Bekenntnis zur Farbe, aber wie alle solche ins Aeußerste getriebenen Prinzipien zugleich eine Widerlegung. Ganz auf Farbe gewollt ist Cardinaux' Frauenraub, dessen sichere Gestaltung man schon vor zwei Jahren an der Weihnachts-Ausstellung in Bern bewundern konnte, das aber wie damals trotz der feinen Verwendung der Töne auf den Frauenkörpern allzuklug wirkt, um den Eindruck der Kälte verjagen zu können. Da ist ferner Prochaskas Bild: Die Allee, auch wohlbekannt von einer Weihnachtsausstellung her; es hängt etwas versteckt, ist aber unzweifelhaft eines der bedeutendsten Bilder der Ausstellung. Burkhardt Mangold bietet dies Jahr nichts Neues; seine Bilder weisen immer dieselben kindlich-frohen Farben des Regenbogens auf.

Seltsame, fast träumerische Farbenwirkungen klingen im Bild von Paul Basilius Barth: Fremdenlegionäre. In der Tropennacht sitzen die roten Legionäre am Strand, ihre mattroten Kleider stehen allein gegen das totblaue Meer und die verschwiegen grünen Palmen.

(Schluß folgt.)

Die Grasburg in Sage und Geschichte.

(Schluß.)

IV.

Einmal lebte auf der Grasburg ein Vogt, dem war sein Jagdroß so lieb, daß er ihm den Namen Welf gab. Damals waren die Welfen ein mächtiges Fürstengeschlecht in Deutschland und ihr Name schien ihm kaum gut genug für sein Pferd. Als er einmal mit ihm auf der Jagd war und einen prächtigen Edelhirsch verfolgte, führte ihn dieser in wilder Flucht gegen die Torenöle. Dort, wo oberhalb des Hauses der Sandfels jäh ins Tälchen abfällt, bog der Hirsch um und setzte seine Flucht gegen das Brünnbäch fort. Der Vogt verfolgte aber die Fährte so rasend, daß er sein Pferd dort weder aufhalten, noch wenden konnte. Da rief er noch, als er mit ihm in die Tiefe stürzte: Stell di, Welf! Aber Roß und Reiter blieben zerschmettert unten liegen.

V.

Einmal hatte ein Landvogt auf der Grasburg einen Hirten, der nahm zum Hüten gerne seine Armbrust mit und erlegte manches schöne Wild, denn er war ein guter Schütze. Da bemerkte er, daß die beste und schönste seiner Kühe am Abend fast keine Milch mehr gab, am Morgen aber noch so viel wie vorher. Es mußte sie also tagsüber jemand melken. Zuerst glaubte er, es könnte einer der Kohlenbrenner sein, der in der Nähe der Weide Kohlen brannte; als der aber fortzog, gab die Kuh gleichwohl nicht mehr Milch. Da folgte ihr der Hirt eines Tages auf jedem ihrer Gänge nach und ließ sie nicht aus den Augen. Als die Sonne sich zum Sinken anschickte, ein kühler Wind zu wehen begann und dunkle Schatten das Sensental füllten, wurde es dem Hirten schier unheimlich, als er bemerkte, wie die Kuh einer Fluh zuschritt und sich dabei umsah, als ob sie jemand erwartete. Er verbarg sich hinter einem herabgestürzten Felsblock. Da sah er, wie sich eine gewaltige Schlange von der Fluh herabringelte und sich an das strotzende Euter hängte. Die Kuh ließ es ruhig geschehen. Mit Schrecken und Grausen sah's zuerst der Knecht, aber im Strahl der sinkenden Sonne erblickte er auf dem Kopf der saugenden Schlange etwas Glänzendes. Da kroch er vorsichtig hinter einen näherliegenden Stein und gewahrte, daß es ein goldenes Krönchen war, besetzt mit funkelnden Edelsteinen. Darob erfaßte ihn die Habsucht. Schon sah er sich nach einem Stein um, aber wenn er die Entfernung betrachtete, so sagte er sich, daß er kaum treffen würde, und nun ließ auch die Schlange das Euter fahren, ringelte sich wieder dem Felsen zu und verschwand. Schon wollte sich der Hirte erheben, als die Schlange nochmals zurückkehrte. Diesmal trug sie im weitaufgesperrten Rachen einige Kräuter und legte sie vor die Kuh hin, die sie sogleich gierig zu fressen begann. Jetzt begriff der Hirt, warum sie immer so gut bei Leibe war, trotzdem sie am meisten Milch gab. Die Zauberkräuter der Schlange bewirkten das. Ehe aber der Hirte die Kräutlein erkennen konnte, hatte sie die Kuh gefressen und auch die Schlange mit dem goldenen Krönchen verschwand.

Am folgenden Abend nahm der habsüchtige Hirte seine Armbrust und schlich wieder der Kuh nach. Er wollte die Schlangenkönigin erschießen, wenn sie der Kuh die Kräuter brachte und dann hatte er die Krone und konnte auch die Kräuter kennen lernen. Aber als er gerade abdrücken wollte, stürzte ein großer Felsblock von der Fluh herab und zerschmetterte ihn. Die Kuh aber fraß nichts mehr, magerte